

Gerstenberg: Grimm und Lachmund

Der Autor

Ralph Gerstenberg, geboren 1964 in Berlin, nach dem Abitur Arbeit als Buchhändler, Kleindarsteller und Journalist, Studium der Neueren Deutschen Literatur, Kultur- und Theaterwissenschaft, seit 1997 freiberufliche Tätigkeit als Autor und Journalist. Neben der Henry-Palmer-Trilogie (*Grimm und Lachmund*, *Ganzheitlich sterben*, *Hart am Rand*) erschienen *Das Kreuz von Krähnack* und *Feuer im Aquarium*. Unter dem Titel *He shot me down* gab er eine Anthologie mit Rock'n'Crime-Stories heraus.

Ralph Gerstenberg

Grimm und Lachmund

Kriminalroman

edition
©opy ©at ©rime

Impressum

Copyright © 2015
ebooknews press
Verlag Dr. Ansgar Warner
Rungestr. 20 (V)
10179 Berlin
ISBN: 9783944953335

Coverbild:
Nordsprotte/Flickr (cc-by-2.0)
Autorenfoto Coverrückseite:
© Kirsten Breustedt

Kunst als Waffe

Der junge Mann auf dem Fußboden gab keinen Laut von sich. So war er mir bedeutend lieber als mit der Pistole in der Hand, die jetzt vor mir auf dem Tisch lag. Russisches Fabrikat. Oder sollte es heißen sowjetisches? Jedenfalls sah sie alt aus, wie ein Modell aus dem Zweiten Weltkrieg. Ich nahm sie in die Hand. Sie war kalt und schwer und roch nach Öl. Ich versuchte das Magazin herauszuziehen, doch es klemmte. Obwohl ich gerne gewusst hätte, ob sie geladen war, machte ich nicht weiter. Es kam nicht allzu oft vor, dass ich mit so einem Ding herum spielte. Genaugenommen war es das erste Mal. Aber – es beruhigte mich. Ich zündete mir eine Zigarette an und hatte an diesem völlig verrückten Tag zum ersten Mal das Gefühl, Herr der Lage zu sein.

Ich musste lachen. Jetzt konnte ich lachen. Die Nummer, die der Junge hier abgezogen hatte, war ja auch wirklich nicht schlecht gewesen.

Es war schon spät, und ich hatte gerade meine Sachen zusammengepackt, als es klingelte. Ich dachte, Nicole hätte ihre Meinung geändert, was manchmal vorkam, oder es wäre die Polizei, wegen des aufgebrochenen Siegels an der Wohnungstür. Doch dann stand da dieser nervöse junge Mann und bedrohte mich mit der Pistole. Ich weiß nicht, wie lange ich abwechselnd in die Mündung und in sein Gesicht starrte. In meinem Kopf herrschte Funkstille – keine Ahnung, was gerade ablief. Ehrlich gesagt, versuchte ich erst gar nicht, irgendetwas zu kapieren. Es war definitiv zuviel.

Auch mein unerwarteter Besucher schien im Augenblick ein wenig überfordert zu sein. «Kein Wort», befahl er, obwohl ich noch immer sprachlos war, und stieß mir den Lauf seiner Waffe gegen den Brustkasten. Ich

stolperte rückwärts in den Korridor. Trotzdem registrierte ich, wie sich das R ein wenig in seinem Rachen verkantete.

Er schloss die Tür sachte, fast ohne Geräusch. Vorsichtshalber lief ich ein paar Schritte weiter zurück und nahm die Hände hoch. Ich musste aufpassen, dass ich nicht über meine Winterstiefel oder die Pakete und Koffer fiel, die zu beiden Seiten am Rand standen, so dass vom Flur nur noch ein schmaler Gang von etwa einem halben Meter übrig blieb. Nicole hatte sich oft genug darüber beschwert, dass sich „der ganze Kram“ in meinem Korridor stapelte, Sachen, die ich ungefähr so oft benutzte wie das Wort Mannequin, und, wenn sie in Form war, ihrer Argumentation Nachdruck verliehen, indem sie einen meiner eingestaubten Stiefel quer durch den Raum kickte. Wie Recht sie hatte.

Der junge Mann folgte mir in einem Abstand von ungefähr zwei Metern. Nebenbei öffnete er nacheinander die Küchentür und die Tür zum Bad – das eigentlich nur ein Klo plus Waschbecken plus Duschecke war, insgesamt vier Quadratmeter –, das heißt: Er stieß sie auf, nahm Deckung und sprang mit vorgehaltener Waffe um die Ecke. Zweifellos, er hatte seine Vorbilder. Doch bestand ebenfalls kein Zweifel daran, dass sie ihm eine Nummer zu groß waren. Die ganze Aktion passte nicht zu ihm. Er wirkte unsicher, beinahe verzweifelt, als wäre er mit seinen Nerven am Ende. Gerade deshalb hielt ich ihn für besonders gefährlich. Wäre schließlich nicht das erste Mal, dass einer durchdreht und Unbeteiligte darunter zu leiden hatten. Also vermied ich alles, was ihn irgendwie reizen konnte. Ich bewegte mich langsam, Schritt für Schritt; so kam ich selbst an dem Garderobenständer, ohne mich umzudrehen, einigermaßen elegant vorbei.

Mitten im Zimmer – in der Wohnung gab es nur dieses eine – blieb ich stehen. Obgleich es mit einem Blick zu übersehen war, zog mein Gast es vor, von der Türschwelle aus das Feld zu sondieren. Abgesehen von der Pistole, deren Lauf wieder auf meine Brust zielte, hätte man

ihn für jemand halten können, der zur Besichtigung da war und die Atmosphäre erst einmal gründlich auf sich wirken lassen wollte. Mein Klappsofa – eine Spezialanfertigung aus den Fünfzigerjahren, das behauptete zumindest der Trödler, von dem ich es hatte – schien es ihm besonders angetan zu haben. Immer wieder musterte er das eher hässliche Möbelstück, als wäre es etwas wirklich Außergewöhnliches. Außergewöhnlich hässlich vielleicht! Aber er war ganz sicher nicht gekommen, um mir Einrichtungstipps zu geben.

Ich hatte noch immer die Hände erhoben und wäre ihm dankbar gewesen, wenn er langsam ein paar von seinen Motiven hätte durchscheinen lassen, derentwegen er mich so überraschend besuchte. Sicher, ich ahnte schon, womit es zusammenhing, aber im Moment war es sein Auftritt.

Mit einer Handbewegung ließ er mich die Hände runternehmen und auf einen der beiden Korbsessel setzen, die in einem stumpfen Winkel zum Rauchtisch standen. Ich hatte den Eindruck, dass er etwas sagen wollte; zumindest sah es so aus. Vorher machte er jedoch einen verhängnisvollen Fehler, der durch nichts – aber auch gar nichts – wieder gutzumachen war: Er lehnte sich gegen das zweieinhalb Meter hohe Bücherregal, das, wenn man herein kam, links neben der Tür stand!

Als ich Ende der Achtzigerjahre in diese Wohnung gezogen war, gab es noch kein IKEA am Stadtrand, und wer mit den überteuerten Pressspanstrankwandteilen des DDR-Einzelhandels nichts im Sinn hatte, musste sich wohl oder übel Bretter besorgen und daraus selbst seine Regale zimmern. Meine handwerklichen Fähigkeiten waren jedoch nicht besonders ausgeprägt und das Ergebnis war eine ziemlich wacklige Angelegenheit geworden. Eigentlich konnte es nur vom Gewicht der Bücher im Lot gehalten werden. Leer wäre es auf der Stelle umgekippt. Bisher hatte ich jeden, der sich diesem statischen Wunder zu nähern beabsichtigte, rechtzeitig warnen können.

Doch dazu war es jetzt zu spät. Das Regal neigte sich nach links, und das Bord, das über der Tür hing und als eine Art Aufsatz meine Konstruktion mit der Wand verbinden sollte, verlor seinen Halt und kam herunter. Der gesamte Brecht – Briefe, Arbeitsjournal und zirka ein halbes Pfund Staub inklusive – landete auf dem Kopf des ungebetenen Gastes. Er brach auf der Stelle zusammen.

Der ganze Vorgang war ungefähr so komisch wie die Prügelszenen in einem Lemmy-Caution-Krimi. Im Augenblick war ich jedoch zu perplex, um darüber lachen zu können. Seitdem es an der Tür geklingelt hatte, waren vielleicht drei bis vier Minuten vergangen.

Sie saßen auf Korbstühlen in Havanna und vergaßen die Welt – ein Satz, der irgendwo in einem der Bücher stehen musste, unter denen der junge Mann begraben war, kam mir seltsamerweise in den Sinn. Vielleicht wäre das nicht das Schlechteste, dachte ich: einfach sitzen bleiben und alles vergessen. Doch Havanna war weit.

Ich drückte die Zigarette aus. Mein Gast war noch immer bewusstlos. Über der Stirn zeigte sich eine leichte Platzwunde. Sicher hatte ihn dort eine Kante des Eichenholzbrettes erwischt, als es samt einem halben Zentner Belletristik aus dem freien Fall auf seinen Kopf geprallt war.

In den Taschen seiner Jeansjacke fand ich ein Springmesser, eine zerdrückte Packung West, ein Streichholzheft mit einem Aufdruck der Bundesbahn, eine Ausgabe der BZ, datiert vom morgigen Tag, zwei Zwanzigmarkscheine und einen polnischen Pass.

Er hieß Andrzej Pszoniak und war vor gut neunzehn Jahren in Szczecin geboren worden. Ich staunte mehr über sein Alter als über seine Nationalität. Er war nicht sehr groß, höchstens einssiebzig, und von eher schwächlicher Statur. In seinem schmalen Gesicht gab es kaum ein Barthaar, dafür jede Menge Akne. Sicher lag es an solchen Details, dass ich ihn nicht älter als sechzehn geschätzt hatte. Auf dem Passbild wirkte er wie ein harmloser

Gymnasiast, der er ja normalerweise vielleicht auch war.

Die Pistole und das Springmesser steckte ich zu meinen Sachen, die ich in eine Reisetasche gepackt hatte, kurz bevor er gekommen war. Außer der Zeitung verteilte ich sein restliches Eigentum wieder in seinen Jackentaschen. Einen Augenblick dachte ich daran, die Polizei zu rufen. Aber ich fand, dass er mir eine Erklärung schuldig war, die zunächst nur mich etwas anging.

Ich goss mir ein Whiskeyglas halb voll mit trockenem Sherry. Etwas Stärkeres wäre mir jetzt zwar lieber gewesen, aber es war nichts da. Dann setzte ich mich auf einen der Sessel und versuchte, mich zu beruhigen. Ich konnte jedoch mein Gehirn nicht abschalten. Rücksichtslos wie ein Agenturticker produzierte es einen Satz nach dem anderen. Alle endeten mit einem Fragezeichen. Um mich abzulenken, blätterte ich in der Zeitung, die noch immer auf dem Tisch lag. Beamte der Berliner Justizvollzugsanstalten klagten über zu viele Überstunden. Ein Obdachloser war von mehreren Jugendlichen auf einem U-Bahnhof überfallen und brutal zusammengeschlagen worden. In einem Waldstück bei Frankfurt (Oder) hatte ein Forstarbeiter die Leiche eines zwölf- bis dreizehnjährigen Jungen gefunden, dessen Identität noch nicht geklärt war. Er hatte eine tiefe Wunde am Hinterkopf und Würgemerkmale am Hals. Vermutlich war er sexuell missbraucht worden. Solche netten Sachen las also der BZ-Berliner morgen zum Frühstück. Ich wollte die Zeitung schon weglegen, als ich ein Foto entdeckte, dann las ich die dazugehörige Überschrift und konnte einfach nur noch lachen. Die Ereignisse schienen sich zu überschlagen und ich hatte das dumme Gefühl, nicht ganz auf dem Laufenden zu sein. Dabei hatte alles ganz harmlos angefangen.

Wiedersehen in New York

Ich hatte mich wirklich darauf gefreut, Hannah wiederzusehen, auch wenn sie jetzt Hannah Grimm hieß, woran ich mich niemals gewöhnen würde. Hannah Lachmund war einfach zu wunderbar, als dass man es aufgab, ohne gleichzeitig auch etwas anderes aufzugeben. Natürlich, ein Doppelname kam nicht infrage: Lachmund-Grimm, Grimm-Lachmund – wer, außer ein paar zwanghaften Dialektikern, hätte schon Freude daran, als personifizierter Antagonismus durch die Welt zu spazieren! Andererseits wollte mir nicht in den Kopf, wie ein Mensch, der Grimm hieß, etwas dagegen haben konnte, seinen Namen in Lachmund zu ändern. Ich muss gestehen, dass ich von vornherein eine Abneigung hatte gegen den Mann. Er war Anwalt – mindestens zehn Jahre älter, vermutete ich – und wollte in Berlin eine Kanzlei eröffnen. Mehr hatte Hannah am Telefon nicht verraten.

Ich war mit ihr um 21 Uhr in den Turmstuben am Gendarmenmarkt verabredet. Die Sonne färbte die Kuppel des Französischen Doms rötlich, als ich eine Viertelstunde zu früh in die Französische Straße einbog. Es war noch immer ziemlich heiß und ich bereute es allmählich, zur Feier des Tages ein Leinenhemd statt des üblichen T-Shirts unter mein Jackett gezogen zu haben. Sicher hatte ich schon Schweißflecke unter den Achseln. Die Plastikfolie, in die die Rose gewickelt war, die ich am S-Bahnhof Friedrichstraße gekauft hatte, klebte mir an den Fingern.

Gegenüber vom Charlottenhof standen orange Kräne neben einem fast fertigen Stahlbetonbau. Eine Tafel mit der Abbildung des Gebäudekomplexes wies darauf hin, dass hier der Hofgarten am Gendarmenmarkt entstand, „ein neues Stück Berlin, ganz in der Tradition dessen, was

die Architektur dieser Stadt so liebens- und lebenswert macht.“ Wer die Stadtentwicklung der letzten Jahre ein bisschen verfolgt hatte, wusste, was mit „liebens- und lebenswert“ gemeint war: Ein Luxus-Hotel, ein paar Nobelboutiquen, Büros und Apartments – alles ungefähr so stilvoll und interessant wie das Europa-Center, das Berlin Carré am Alexanderplatz oder eine Weddinger Mietskasernen. Trotzdem war es immer wieder bemerkenswert, wie diese Bagage es verstand, ihre Spekulationsobjekte in der Öffentlichkeit als Segen der Menschheit und geradezu lebensstiftend darzustellen: „ein lebendiges Stück von Berlin- Mitte“ sollte hier „wiedererstehen“.

In den Turmstuben hatte sich seit ihrer Eröffnung irgendwann in den Achtzigerjahren nicht viel verändert. Allerdings ging es auch hier nicht besonders lebendig zu. Der obligate Schnauzer des Kellners war inzwischen zum Kaiser-Wilhelm-Bart mutiert und im Gegensatz zu früher drängelte man sich nicht vor der Tür, um irgendwann in anderthalb Stunden hereingelassen zu werden. Aber ansonsten: das gleiche piefige Ambiente wie zu DDR-Zeiten! Selbst der Schrank hinter der Theke, der aussah, als hätte ihn eine Brigade von Facharbeitern in einem volkseigenen Möbelkombinat zwischen Frühstück und Mittag zusammengeleimt – was ganz sicher auch der Fall gewesen war – konnte sich halten. Manche Dinge sind einfach unverwüstlich.

Hannah war noch nicht da. Außer einem jungen Paar, das nebeneinander saß und mich über bauchige Rotweingläser hinweg ungeniert und stumm fixierte, war ich der einzige Gast. Anstandshalber wies ich den Kellner darauf hin, dass Hannah für uns beide einen Tisch bestellt hatte.

«Auf welchen Namen, bitte?»

«Lachmund, äh . . . Grimm.»

Wilhelm II. blätterte in seinen Notizen. Er gab uns einen Tisch in einem Winkel gegenüber der Theke. Zwar konnte

man von hier aus nur zirka fünf Prozent des gesamten Restaurants überblicken, aber mir sollte es recht sein. Ich bestellte einen Sherry dry. Die Wahl des Weines wollte ich Hannah überlassen.

Es war ihr Vorschlag gewesen, unser Wiedersehen in den Turmstuben zu feiern. Ich hatte ganz vergessen, dass sie existierten. Vor ungefähr sieben Jahren waren wir zum letzten Mal hier gewesen, Herbst 1988, am Abend vor Hannahs Ausreise in den Westen. Theo war dabei und ein paar Freunde von Hannah, die ich nicht besonders gut kannte. Damals hätte ich nicht gedacht, dass ich sie erst sieben Jahre später wiedersehen würde. Gegen ein Uhr nachts schleppten Theo und ich die beiden Koffer, in denen sich alles befand, was Hannah glaubte mitnehmen zu müssen, zum Bahnhof Friedrichstraße. Es regnete und Hannah stöckelte mit einer fast vollen Flasche Sekt in der Hand, die wir noch aus dem Lokal mitgenommen hatten, in unserer Mitte. In der Bahnhofshalle setzten wir uns auf die Koffer und tranken auf unser Wiedersehen in New York, um etwas zu haben, woran wir uns festhalten konnten, bis ein paar Bahnhofsbullen der sentimentalen Abschiedszeremonie ein profanes Ende bereiteten. Jedes Mal, wenn ich später an Hannah dachte, sah ich sie mit klatschnassen Haaren und verwischem Make-up, ihre beiden Koffer schleppend, im Tränenpalast verschwinden.

Die Frau, die zur Tür herein kam, war außerordentlich gut geschminkt und frisiert. Statt der selbstgeschneideren Klamotten von damals trug sie ein supertailliertes Kostüm der klassischen Art – jedoch mit ziemlich tief ausgeschnittenem Dekolletee –, das sicher mehr gekostet hatte, als ich benötigte, um drei Monate über die Runden zu kommen. Als ich sie sah, wusste ich, dass Hannah Lachmund nie mehr wiederkehren würde.

«Henry!», kreischte sie durch das halbe Lokal, dass dem Kellner vor Schreck fast mein Sherry aus der Hand gefallen wäre. »Laß dich umarmen!«

Ihre Vitalität hatte sie sich jedenfalls bewahrt.

Irgendwie war ich nun doch froh, dass ich das Leinenhemd anhatte. Ich hoffte nur, sie würde den Achselschweiß nicht riechen. Um sie auf einen anderen Duft zu bringen, wollte ich ihr die Rose geben, aber sie ließ mich nicht los.

»Wenn du wüsstest, wie ich euch vermisst habe, Theo und dich.« Sie presste ihren Körper noch fester an meinen. Ich begann mich an ihn zu erinnern. Dann bemerkte sie endlich die Rose in meiner Hand. Sie gab mir einen weiteren Kuss und flüsterte in mein Ohr: «Übrigens, du riechst noch genauso wie früher.»

Zu dem Kellner, der schon eine zweite Karte gebracht hatte und auf unsere Bestellung wartete, sagte sie: «Ach, bringen Sie uns doch bitte eine Vase für die Blume!»

Ohne seinen Schnauzer zu verziehen, verschwand er hinter der Theke und stellte kurz darauf wortlos ein zur Hälfte mit Wasser gefülltes Glas auf unseren Tisch.

«An irgendjemand erinnert er mich», sagte Hannah.

«Wilhelm!»

«Bitte?»

«Kaiser Wilhelm II.: „Ich kenne keine Parteien mehr, ich kenne nur noch Deutsche!“» Mit dem Zeigefinger zeichnete ich die Linie seines Schnauzbartes in meinem Gesicht nach: ω .

«Wenigstens ist die Weinkarte jetzt besser.»

Im Themenwechsel war sie schon immer unschlagbar.

Wir bestellten einen 92er-Chablis, Hühnerbrust in Weißweinsauce mit Gemüse und Reis für mich und für Hannah Schweinegeschnetzeltes „Hessische Art“ mit Apfelingeln, Backpflaumen und Rosinen. Während wir auf das Essen warteten, erfuhr ich den Vornamen ihres Mannes. Er hieß Ulrich. Ulrich Grimm!

«Ich bin furchtbar glücklich, wieder hier zu sein», sagte Hannah und nippte an meinem Sherry. «Eigentlich war es ein Zufall. Ein ehemaliger Klient von Ulrich, für den er schon in Frankfurt am Main tätig war, rief ihn vor

ungefähr einem Monat an und sagte, er hätte ein Angebot für ihn, dazu müsse er jedoch nach Berlin kommen – und zwar so schnell wie möglich.»

«Das muss ja ein Bombenangebot gewesen sein.»

«Kanzleiräume in zentraler Lage und eine Wohnung in unmittelbarer Nähe, alles zu unheimlich günstigen Konditionen – mit solchen Argumenten lässt sich selbst ein Berufsfrankfurter wie Ulrich zu einem Umzug überreden.»

«Ist so was möglich, ich meine, er muss doch bei null anfangen, ohne festen Klientenstamm.»

«Er arbeitet vorerst nur für Hartmann – so heißt der Mann, der uns hierher geholt hat. Zurzeit wohnen wir auch noch in seiner Wohnung. Nebenbei kann Ulrich in aller Ruhe seine Kanzlei einrichten.»

«Und dieser Hartmann hat so viele Prozesse am Hals, dass er einen Anwalt ganz für sich alleine braucht? »

«Er ist Geschäftsmann, Immobilien und Ost-West-Handel soviel ich weiß, da kann schon einiges anfallen. Deshalb soll Ulrich ihn ja beraten, damit es erst gar nicht so viel wird.»

Mein Gott, ich kam mir vor wie im Denver Clan. Dass wir jemals solche Gespräche führen würden, hätte ich mir in meinen abgründigsten Fantasien nicht ausmalen können.

«Du hast es also geschafft», sagte ich. «Frau eines erfolgreichen Anwalts ... »

«He!» Sie wollte mit irgendwas nach mir schmeißen. Wie gesagt, ihr Temperament war noch immer in Ordnung. Doch im selben Augenblick kam der Kellner mit dem Wein. Der Mann hatte ein Timing wie ein Statist in einem Boulevardstück. Hannah kostete und nickte.

Auch das Essen war bis auf mein Gemüse (typisch deutsches Mischgemüse aus Erbsen, Bohnen und Möhren, viel zu lange gegart, sodass es bereits den Aggregatzustand gewechselt hatte) wenn auch kein kulinarisches Großereignis, so doch eine recht passable Mahlzeit.

Die Hühnerbrust war saftig und zart, die Soße gut abgeschmeckt, auch Hannah schien zufrieden zu sein. Erfahrungsgemäß war im Osten überall dort auf die Küche einigermaßen Verlass, wo man nicht versuchte, etwas zu entwickeln, was man sowieso nicht besaß: Fantasie. Außergewöhnliche Kreationen auf Speisekarten ehemaliger HO-Gaststätten machten mich von vornherein misstrauisch.

«Übrigens», sagte Hannah, während sie einen Apfelfring und ein Stück Fleisch auf ihre Gabel spießte. «Ich habe versucht, Theo zu erreichen. Er steht zwar im Telefonbuch, aber sein Anschluss scheint irgendwie tot zu sein. Nichts, nicht mal ein Freizeichen.»

«Er ist ziemlich beschäftigt zurzeit. Das letzte Mal, dass wir uns gesehen haben, ist über ein halbes Jahr her. Aber wenn du ihn sprechen willst, versuch es besser in der Universität, seine Apparatnummer kann ich dir geben.» Ich kramte ein abgerissenes Stück von einer Packung Gauloises aus meiner Briefftasche und gab es ihr, nachdem ich die Zahlen auf die angebrochene Schachtel, die vor mir auf dem Tisch lag, übertragen hatte.

«Mein Gott, schläft er jetzt schon in der Uni? Das klingt ja grauenvoll.»

«Er arbeitet an einem Forschungsprojekt, das wohl mit seiner Promotion zusammenhängt. Nebenbei erklärt er noch einigen hübschen Studentinnen das Periodensystem der Elemente. Du brauchst dir um ihn keine Sorgen zu machen.»

Mittlerweile füllte sich das Restaurant mit Männern, für die nicht einmal dreißig Grad im Schatten ein überzeugendes Argument gegen Schlipse und Fliegen darstellten, und Frauen in weißen Blusen und dunklen Röcken oder in bonbonfarbenen, halb transparenten Abendkleidern, wie sie scheußlicher nur auf dem Presseball zu sehen waren, zu dem mich Nicole am Anfang des Jahres mitgeschleppt hatte.

Kaiser Wilhelm schaltete in den vierten Gang. Ein

Kollege von ihm, der hinter der Theke stand und Kartoffelchips in sich hineinfräß, obwohl er bereits aussah wie der kitschige Buddha auf Nicoles Nachttisch, sandte ihm verträumte Blicke nach.

Hannah drehte eine Haarsträhne um ihren Zeigefinger, als wäre es ein Ondulierstab. Das hatte sie schon früher getan, wenn sie in Gedanken war. Nur waren ihre Haare damals nicht schwarz gewesen, sondern dunkelblond, und sie hatte sie lang und offen getragen, ein paar Strähnen meistens zu dünnen Zöpfen geflochten – wie ein verspätetes Hippiemädchen. Die halbblange Ponyfrisur, die sie jetzt hatte, erinnerte mich ein bisschen an Uma Thurman in Pulp Fiction. Nicht dass Hannah der neue Schnitt nicht stand, aber damals war eben damals. Worüber dachte sie nach?

«Du hast dich verändert», sagte ich.

Wenn sie lächelte, bildeten sich in ihren Augenwinkeln kleine Fältchen, die das Make-up nicht mehr verdecken konnte. Hektisch winkte sie nach dem Kellner und bestellte eine neue Flasche Wein. Vielleicht hing ich einfach zu sehr an meinen Erinnerungen. Ich nahm mir vor, mich davon frei zu machen.

«Entschuldige, es klingt vielleicht etwas bescheuert, aber ich kann mir das schwer vorstellen: du zu Hause, bis dein Mann von der Arbeit kommt ...» Ich kam ins Stottern.

Sie lachte. «Fitnessclub, Wasser-Shiatsu, die Romane von Rosamunde Pilcher, ein südländischer Spezialist für Cunnilingus, ein bisschen Reisen, ein bisschen Alk – du weißt doch, ich war nie besonders ehrgeizig.»

Ihr Sarkasmus wirkte wie eine Flucht nach vorn. Plötzlich glaubte ich zu wissen, warum sie aufgehört hatte, Theos und meine Briefe zu beantworten. Wir waren für sie eine Art Synonym für ein Leben, von dem sie sich verabschieden musste, weil die Bedingungen dafür nicht mehr existierten. Doch wir blieben ihr Spiegel. Und sie fühlte sich hässlich. Ich meine, es gibt Schlimmeres, als

sich mit einem Mann zu verheiraten, der Grimm hieß, selbst wenn er Anwalt war und fünfzehn Jahre älter. Aber ich wurde das Gefühl nicht los, dass sie sich dafür schämte; und das konnte nicht gut sein. Ich wollte ihr irgendwas Nettes sagen, aber mir fiel nichts ein, was nicht lächerlich geklungen hätte.

Stattdessen erzählte ich ihr von meinen Jobs, meinem abgebrochenen Studium, von Nicole, meinem dreißigsten Geburtstag – die letzten Jahre in groben Zügen. Vielleicht, um ihr klar zu machen, dass auch bei mir nicht alles so gelaufen war, wie ich es geträumt hatte hinter der Gartenmauer, zwischen Oleandern und Myrten.

Die zweite Flasche war nur noch ein Viertel voll, als ich mich entschuldigte, um aufs Klo zu gehen. Der Wein machte sich nicht nur in meiner Blase allmählich bemerkbar. Normalerweise trank ich Bier, weil es mir besser bekam. Mein Magen war empfindlich geworden in den letzten Jahren – das Ergebnis einer unregelmäßigen und wenig gesunden Ernährungsweise. Dass ich noch kein Sodbrennen hatte, verdankte ich wahrscheinlich dem Hühnerbrustreisgemisch, das sich als gutes Bindemittel für Weinsäure erwies.

Die Toiletten befanden sich am Ende eines verwinkelten Flures. An der Tür mit dem H in Augenhöhe gab es keine Klinke. Ich rüttelte an dem Knauf, der stattdessen – zusammen mit einem ziemlich monströsen Eisenbeschlag – angebracht war. Nichts tat sich. Dann sah ich das handgeschriebene Schild, das daneben hing: Bitte Klappe hochschieben – Codewort eingeben – Tür öffnen – Klappe schließen – Vielen Dank. Ich brauchte einen Moment, um zu begreifen. Ich sah die Klappe in dem Eisenbeschlag. Sie hochzuschieben, war kein Problem. Darunter befand sich eine Tastatur mit Buchstaben. Aber welchen Code sollte ich eingeben? Ich versuchte es mit WC. Nichts passierte. Nebenbei hielt ich Ausschau nach möglichen Verstecken für eine versteckte Kamera. HERREN, PISSOIR und LOKUS brachten auch nicht den gewünschten Effekt.

Flüche ebenso wenig.

«Codewort!», raunte ich dem letzten Kaiser aller Deutschen zu, der erneut dabei war, sein Tablett zu beladen.

«Garten!», sagte er mit tonloser Stimme, ohne auch nur ein bisschen zu lächeln.

Auf dem Klo stellte ich mir vor, wie jeden Monat der Code gewechselt wurde, um ganz sicherzugehen, dass kein Dombesucher, den auf der Aussichtsplattform ein menschliches Bedürfnis quälte, sich hier illegal Erleichterung verschaffen konnte. Zum Schutz des Abortes war strengste Geheimhaltung geboten. Alles, was nicht Gast war, gehörte zur anderen Seite und musste bekämpft werden.

Neben Hannah stand in gebückter Haltung ein Mann und redete auf sie ein.

«Darf ich vorstellen: Ulrich Grimm – Henry Palmer!», unterbrach sie ihn abrupt, als sie mich sah.

Der Mann richtete sich auf und versuchte zu lächeln – mit wenig Erfolg.

Ich hatte Recht gehabt: Er war älter als sie – mindestens fünf, höchstens fünfzehn Jahre! Bei Männern, die aussahen, als wären sie vierzig, konnte man nie sicher sein, ob sie älter oder jünger wirkten, als sie in Wirklichkeit waren.

«Setzen Sie sich doch zu uns», sagte ich. Wenn ich schon voreingenommen war, wollte ich zumindest höflich sein.

«Sagt doch bitte du zueinander, ja!» Hannah war schon etwas betrunken.

«Nein danke», sagte Grimm. «Ich wollte nur meine Frau abholen. Ich warte unten auf dich. Bis dann.» Er nickte mir zu und scheiterte noch einmal bei dem Versuch zu lächeln.

Hannah verzog ihre gezupften Brauen.

«Wie spät ist es eigentlich?»

«Kurz nach zwölf.»

«Man kann die Uhr nach ihm stellen. Sollen wir dich noch irgendwohin mitnehmen?»

Ich schüttelte den Kopf. «Es ist noch etwas Wein in der Flasche. Ich fahre mit der U-Bahn.» Sie trank den letzten Schluck, der in ihrem Glas war, und zog ihr Portmonee aus der Tasche. «Ich rufe dich an.» Sie legte einen Hunderter auf den Tisch.

«Lass das, ich lade dich ein.»

«Bitte Henry. Schließlich habe ich dich angerufen und das Restaurant ausgesucht. Mir macht es nichts aus.»

«Du meinst: Deinem Mann macht es nichts aus.»

«Du bist ein Arschloch, Henry! Dabei liegst du morgen wieder deiner Freundin auf der Tasche. Aber große Geste muss sein! Mann von Welt, der Herr Palmer! Jede Wette, das Hemd, das du anhast, hat sie dir auch gekauft.» Wütend knüllte sie den Hundertmarkschein zusammen und warf ihn mir an die Stirn.

Ich nahm die Rose aus dem Glas und hielt ihr die Blüte unter die Nase. «Entschuldige. Es tut mir Leid, wirklich.»

Sie stieß sie weg.

Ich goss ihr Glas noch einmal halb voll.

«Pass auf, das schüttetest du mir jetzt ins Gesicht, und wir sind quitt. Einverstanden?»

«Du bist ein Idiot, weißt du das?»

Ich wusste es.

Früher hätte sie ein solches Angebot nicht ausgeschlagen, aber da war sie noch Hannah Lachmund und kein Ehemann stand im Foyer und sah auf die Uhr.

Sie nahm die Rose. Wir küssten uns zum Abschied.

«Wie gesagt: Ich rufe dich an.»

Ich strich den Hundertmarkschein glatt, lehnte mich zurück und trank den Wein aus ihrem Glas – von der Seite, auf der kein Lippenstifthalbkreis unter dem Rand klebte. Sie hatte Recht, das Hemd war wirklich von Nicole.

Scheibenwischer!

Bis auf das Paar vor der Schiller-Statue war der Gendarmenmarkt menschenleer. Ich kam mir vor wie in einem Freiluftmuseum: rechts das Schauspielhaus, vor mir Schiller, hinter mir der Französische Dom – alles von Scheinwerfern angestrahlt. Nur der Deutsche Dom war eingestüstet und mit Planen behangen. Vor einem Jahr hatte es unter seiner Kuppel gebrannt, gerade rechtzeitig zum Sommerloch. Ich erinnerte mich an die Schlagzeile auf der ersten Seite eines bunten Blattes: BERLINER WEINEN UM IHREN DOM! Selbst der Bundespräsident, der sich gerade mal nicht in Israel oder Polen aufgehalten hatte, war gekommen, um mit eigenen Augen den Schaden für die deutsche Kultur zu begutachten.

Zugegeben, ich war jetzt doch froh, dass Hannah mir den Schein dagelassen hatte. Der Laden war teurer, als ich dachte. 135 Mark hatte alles zusammen gekostet. Der Hunderter, den ich am Nachmittag vom Automaten geholt hatte, hätte also nicht gereicht und mein Scheckbuch lag zu Hause in der Schublade. Mit anderen Worten: Mir waren eine ganze Menge Nervereien erspart geblieben. Außerdem gefiel mir der Gedanke, auf Grimms Kosten den Abend verbracht zu haben. Schließlich traf es keinen Armen, wie Hannah sagte. Es war mir wirklich ein Rätsel, was sie an diesem windschnittigen Advokaten finden konnte. Wenn ich daran dachte, wie er seinen Besitzanspruch betont hatte, indem er „meine Frau“ sagte, und mir dabei vorstellte, dass er Hannah damit meinte, wurde mir speiübel. Ich hoffte nur, dass sie nicht für ihn bügelte. Aber solche Leute hatten ja wohl ihre Haushaltshilfen. Andererseits war auch ich nicht gerade das Spitzenmodell der Saison, nicht mal gehobene Mittelklasse. Im Gegensatz zu Grimm hatte ich zwar keine dünnen Stellen zwischen

den halblangen, nach hinten gekämmten Haaren, trug weder Manschettenknöpfe noch Goldzähne zu italienischen Schuhen und Seidenjackett, dennoch wäre ich mit den Falten, die sich immer tiefer in meine Stirn gravierten, den gelben Zähnen und dem voller werdenden Kinn als jugendlicher Liebhaber bei jedem Casting gescheitert. Außerdem entdeckte ich immer häufiger graue Haare, wenn ich mich kämmte. Und was mir vor allem fehlte, waren Geld und Erfolg – zwei Dinge, die, wenn man den Illustrierten Glauben schenken wollte, die Erotik des Mannes ab dreißig ausmachten.

Ich war schon ziemlich dicht bei Schiller, dem sage und schreibe vier Musen zu Füßen lagen – so viel also noch zum Thema Sex und Erfolg –, und peilte bereits die beiden Taxis an, die gegenüber vom Französischen Hof standen. Plötzlich ging neben mir ein Geschrei los. Das Paar, das sich bislang für den in Stein gehauenen Gruppensex mit Dichter zu interessieren schien, hatte offenbar eine kleine Meinungsverschiedenheit. Die Frau kreischte mit dünner Stimme, aber aus vollem Halse etwas, das wie Scheibenwischerklang, nur etwa doppelt so schnell wie normal gesprochen, dafür dreimal hintereinander: Scheibenwischer-scheibenwischer-scheibenwischer! Dabei schlug sie mit ihrer Handtasche nach ihrem Begleiter, der ziemlich kräftig gebaut war und diesen Vorteil auch sofort ausspielte. Er riss ihr die Tasche aus den Händen, schlug ihr ein paarmal ins Gesicht und zog sie schließlich an ihren langen Haaren zu Boden. Sie versuchte zu schreien, aber er hielt ihr den Mund zu und fauchte ein Wort, das ebenfalls aus sehr vielen Zischlauten bestand. Dann schlug er noch einmal zu. Blut lief aus der Nase der Frau. Ihre Arme, mit denen sie eben noch um sich geschlagen hatte, sanken zu Boden.

Ich weiß nicht, wie lange das alles dauerte. Sicher nicht viel länger als zehn-, fünfzehn Sekunden. Als ich dazu kam, war der Mann schon dabei, sich aufzurichten. Ich bin kein Held, aber ein Idiot, wie Hannah sehr richtig bemerkt hatte. Besonders wenn ich etwas getrunken habe.

Meine Sympathie gehört den Schwachen und Unterdrückten dieser Welt! Also stürzte ich mich auf den Mann. Meine physische Konstitution sowie den Umstand außer Acht lassend, dass im Grunde schon alles gelaufen war, brüllte ich: «Lass sie los, du Schwein!» – und packte ihn an seinem hellen Anzug, den er sich gerade abklopfen wollte.

«Wichser», sagte er fast akzentfrei, streifte meine Hände ab wie ein paar Spinnweben und verpasste mir einen Kinnhaken, den ich gerne noch mal in Zeitlupe gesehen hätte.

Das Erste, was ich wieder spürte, war ein bohrender Schmerz unter der Schädeldecke und ein Kitzeln in meinem Gesicht. Ab und zu klatschte es rhythmisch auf meinen Wangen – einmal links, einmal rechts – und eine aufgeregte Frauenstimme wiederholte: «On zemdlal! Pomoz, on zemdlal!»

Ein schwerer süßlicher Geruch stieg mir in die Nase. Ich öffnete die Augen und sah durch einen Schleier die Sterne. Sie zitterten.

Klatsch! machte es auf meiner rechten Wange.

Der Schleier zerriss. Die Frau, die sich mit ihren langen blonden Haaren über mich gebeugt hatte, richtete sich auf. Sie sah nicht gut aus. Zu viel Lippenstift, dachte ich. Erst dann erinnerte ich mich, dass es Blut war.

«Przepraszam», sagte sie und begann, die Sachen aus ihrer Handtasche, die in einem Umkreis von etwa zehn Metern verstreut lagen, wieder einzusammeln.

Ich versuchte mich aufzurichten. Bei jeder Bewegung traf der Bohrer in meinem Kopf einen Nerv. Sitzend befühlte ich mein Kinn. Es musste ungefähr doppelt so groß sein wie normalerweise. Vermutlich sah ich aus wie Averell Dalton.

Der Mann, dem ich das zu verdanken hatte, war verschwunden. Die beiden Taxis hingegen standen noch immer an Ort und Stelle. Dass Blinde und Taube heutzutage schon einen P-Schein bekamen, hielt ich für eine etwas defätistische Behauptung. Wahrscheinlicher war, dass dort

zwei hervorragende Simulanten in ihren Daimlern saßen.

Die Frau sah in die größere Hälfte ihres zerbrochenen Handspiegels. Sie tropfte etwas Parfüm auf ein Zellstofftaschentuch und säuberte damit ihr Gesicht. Alle paar Sekunden musste sie unterbrechen. Ihre Lippen fingen zu beben an und sie bekam einen Heulkampf.

Ich rappelte mich hoch und ging zu ihr. Wortlos wischte ich ihre Tränen weg, tropfte noch etwas Parfüm auf mein Taschentuch und beseitigte die letzten Blutspuren auf ihrem Kinn. Zuerst war es ihr peinlich. Aber dann ließ sie es geschehen. Wahrscheinlich war sie zu schwach, um sich zu wehren. Als ich fertig war, hatte sie sich beruhigt.

«Alles in Ordnung», sagte ich.

«Dziękuję!» Ihre Oberlippe war ziemlich geschwollen und unter dem rechten Auge hatte sie ein Veilchen.

«Do you speak English?»

«Nie.» Zum erstenmal sah es aus, als wollte sie lächeln. Ihre wunde Lippe ließ es jedoch nicht zu. «Goworitsch po Russki?»

Wir hatten ein kleines Verständigungsproblem. Mein Schulrussisch lag irgendwo weit hinter dem Ural in einem Massengrab mit anderen Opfern des Stalinismus. Mit viel Mühe bekam ich heraus, dass sie Agnes hieß und kein Hotelzimmer oder eine andere Unterkunft für die Nacht hatte. Ich konnte sie aber unmöglich so zurücklassen, wie sie war: verheult, verdreht, verletzt, verzweifelt. Also zeigte ich auf die Taxis und machte ihr durch Handzeichen klar, dass sie bei mir schlafen konnte.

«Nie!» Sie ging einen Schritt zurück und schüttelte so energisch ihren Kopf, dass ich sofort wieder an meine Kopfschmerzen erinnert wurde.

Es war wirklich nicht leicht, ihr zu erklären, dass ich nichts von ihr wollte, dass sie allein wäre in meiner Wohnung, weil ich bei Nicole übernachtete, dass ich sozusagen aus uneigennütigen Motiven handelte und, wenn es auf dieser Welt noch Gerechtigkeit gäbe, längst heilig gesprochen worden wäre. Ich gestikuliert bestimmte fünf

Minuten lang, bis sie endlich «Tak» sagte und wir gehen konnten.

«Straßmannstraße», sagte ich und schlug die Wagentür zu.

Der Fahrer legte die taz auf den Beifahrersitz und griff zum Stadtplan. Er trug ein Holzfällerhemd und Fransenjeans, Haare im Gesicht und ein Flaumbärtchen. Wahrscheinlich studierte er Soziologie oder Kunstgeschichte.

«Pass auf, du fährst jetzt auf die Leipziger Straße und dann sage ich dir, wie es weitergeht.»

«Alles klar, ich mach das noch nicht so lange.»

«Ach nee! Aber du kannst schon mit dem Funkgerät umgehen.»

«Klar.»

«Und du hättest natürlich sofort Hilfe gerufen, wenn jemand in deiner Nähe zusammengeschlagen worden wäre.»

«Wieso, is' was passiert?»

«Mach dir keine Gedanken. Was studierst du eigentlich?»

«Wieso studier'n?»

Man kann nicht immer richtig liegen.

Das Radio war an. Marion Brasch spielte ihre Musik für die Dreißigjährigen jeden Alters. Sweet Jane. Mister Taxi Driver pfiß leise mit.

Ich saß in einer Wolke, einer Wolke aus Lavendel, Moschus und Rosenöl – oder was die polnischen Parfümhersteller sonst so alles zusammenkippten, um diese penetrant süßliche Duftnote zu erreichen. Ich kurbelte das Fenster herunter. Obwohl ihr Begleiter ausgesehen hatte wie ein Zuhälter, hielt ich Agnes nicht für eine Prostituierte. Erstens war sie zu alt – schätzungsweise Mitte dreißig –, zweitens sah sie mit ihrer hellen Bluse und dem knielangen Rock eher so aus, als würde sie an einem Pädagogenkongress teilnehmen, und drittens, wenn ich daran dachte, was sie für ein Theater gemacht hatte, als ich ihr vorschlug, mit zu mir nach Hause zu kommen. . . Ich bot

ihr eine Zigarette an und steckte mir selber eine zwischen die Lippen.

«Jetzt rechts, auf die Karl-Marx-Allee», sagte ich, während ich nach meinem Feuerzeug suchte. Agnes gab mir eine Streichholzschachtel, auf deren Vorderseite die Werbung eines Berliner Lokals gedruckt war. Als das Holz zündete, meldete sich die Stimme, auf die ich schon gewartet hatte:

«Tut mir Leid, Leute, ihr dürft hier nicht rauchen. Ich krieg sonst Ärger mit meinem Boss.» Seine Gestik ergänzte: Ich selber find's ja auch Scheiße, aber da kann man nichts machen.

Ich warf das Streichholz aus dem Fenster.

An der Ecke neben dem Spirituosenladen ließ ich ihn halten.

«Sechszwanzig Mark.»

Bevor wir ganz draußen waren, blätterte er schon wieder in seinem Falk-Plan.

Natürlich war die Haustür schon abgeschlossen. Seit sich in den letzten vier Jahren die Einbruchsdelikte verzehnfacht hatten, war unter den Mietern des Hauses, in dem ich wohnte, eine Sicherheitsparanoia ausgebrochen. Sie legten sich Schlösser zu, für die man einen Panzer brauchte, um sie aufzubrechen. Das Wertvollste jedoch, was es in diesen Wohnungen zu holen gab, waren eingestaubte Farbfernseher, made in Taiwan, zerschlossene Couchgarnituren und ein paar Jahrgänge der SuperIllu. Außerdem fand sich in letzter Zeit fast immer jemand, der die Haustür um 20 Uhr verriegelte, wie es in der Hausordnung vorgeschrieben war. Ich wohnte im Hinterhaus, eine Klingelanlage war noch nicht installiert worden. Ich bekam also abends wenig Besuch, dafür klingelte jetzt öfter das Telefon: «Du, ich bin in der Telefonzelle schräg gegenüber. . . » Dumm war auch, dass ich meinen Haustürschlüssel verloren hatte und jedes Mal, wenn abgeschlossen war, den Weg durch den Nachbaringang und über den kleinen Zaun in der Mitte des Hofes nehmen

musste. Meine besten Jeans waren dabei draufgegangen, als ich einmal nachts aus der Kneipe kam.

Agnes beobachtete mich misstrauisch. Ich konnte sie verstehen. Schließlich machte es nicht gerade einen seriösen Eindruck, wenn man nachts über schmiedeeiserne Zäune kletterte, um in seine Wohnung zu kommen. Sicher hatte sie auch Angst um ihren Rock, der durch die Auseinandersetzung am Gendarmenmarkt sowieso schon arg in Mitleidenschaft gezogen worden war. Ich zuckte mit den Schultern und zeigte ihr die umgebogene Spitze, auf die man den linken Fuß setzen konnte, um sich dann auf einem der Müllcontainer abzustützen. Als ich drüben war, reichte sie mir ihre Tasche. Ich fing Agnes auf, weil sie mit ihren hochhackigen Schuhen nicht springen konnte. An ihr Parfüm hatte ich mich inzwischen gewöhnt.

Meine Wohnung machte auf sie wahrscheinlich auch nicht gerade einen Vertrauen erweckenden Eindruck. Es sei denn, sie fühlte sich in einem malerischen Durcheinander aus vollen Einkaufsbeuteln, leeren Flaschen, herumliegenden Büchern, Zeitschriften, Papieren, noch nicht ganz schmutzigen Wäschestücken, benutzten Tassen, halbvollen Aschenbechern und Fotos mit Kaffeeflecken am Rand aus irgendeinem Grund besonders heimisch. Aber davon konnte ich wohl nicht ausgehen. Das Frühstücksgeschirr stand noch auf dem Tisch. Ich war eben nicht auf Besuch vorbereitet.

Während sie sich wusch, versuchte ich das Größte aufzuräumen. Ich klappte das Sofa aus. Frisches Bettzeug besaß ich leider auch nicht. Irgendwie wurde ich das Gefühl nicht los, meinem Leben fehle zurzeit der Zusammenhalt – oder wie es Nicole ausdrückte: Ich ließ mich gehen.

Agnes hatte gerötete Augen, als sie wieder aus dem Bad kam. Sie war blass und zitterte. Ich dachte, es wäre am besten, wenn sie so schnell wie möglich ins Bett käme. Alles Weitere konnten wir auf morgen vertagen. Es war sowieso schon halb zwei. Ich schrieb ihr Nicoles Nummer auf einen Zettel und legte ihn neben das Telefon.

«Dziękuję», sagte sie. «Danke, Henry!» Das H sprach sie stimmlos und postpalatal aus.

«Gute Nacht!»

Vorsichtig zog ich die Wohnungstür zu. Jetzt konnte ich mir die Kletterei sparen. Ich klappte einfach den Arretierungshebel herunter und zog die beiden Türflügel nach innen. Die Luft, die mir entgegen kam, war noch immer stickig und lau.

Nicole wohnte in der Bötzowstraße, direkt gegenüber vom Filmtheater am Friedrichshain. Sie war Fotografin und hatte, als wir uns kennen lernten, mit befreundeten Kollegen eine Agentur gegründet. IOST generation. Das war jetzt zwei Jahre her. Die Agentur hatte inzwischen die üblichen Anfangsschwierigkeiten überwunden. Dafür stand unsere Beziehung, wenn ich es richtig sah, kurz vor dem Konkurs.

Ich lief durch den Friedrichshain. Baumkronen verdeckten den Himmel. Unter ihnen wurde es etwas kühler. In einzelnen Fenstern des angrenzenden Krankenhauskomplexes brannte noch Licht. Ich spürte wieder den Schmerz in meinem Kopf. Sicher saß hinter einem dieser Fenster dort irgendwo eine müde Stationsschwester, die die Zeit bis zum Morgengrauen mit Kaffee, Zigaretten und einem Roman totschlug und nur darauf wartete, ein paar Aspirin in Wasser aufzulösen. Im Gebüsch raschelte es. Automatisch beschleunigte ich meinen Schritt.

Die Zeit totschlagen – das ungefähr war es, was ich seit einigen Monaten fast ausschließlich betrieb. Ich trank Kaffee, rauchte Zigaretten und las Romane. Vielleicht sollte ich mal im Personalbüro vorsprechen. Ein Job als ungelerner Krankenschwester – Drei-Schicht-System, zweitausend Mark brutto – passte augenblicklich zu mir wie der Rettich zum Lachs. Vielleicht hatte ich sogar Aufstiegschancen: Krankenwagenbeifahrer oder Oberschwesterassistent.

Als ich vor einem Dreivierteljahr mein Studium abbrach, wusste ich vor allem, was ich nicht wollte: Vorle-

sungen und Seminare über die Entwicklung des national-literarischen Kanons im 19. Jahrhundert, Goethes Technik-kritik oder die systematisch analytische Betrachtung von Theaterpublikationen. Seitdem lebte ich von Sozialhilfe und Gelegenheitsjobs. Eine Ahnung, wie es weitergehen könnte in den nächsten paar Jahren, hatte ich nicht – dafür jede Menge Krach mit Nicole. Sie war fünf Jahre älter als ich, aber jeder, der uns gemeinsam sah, glaubte, es wäre umgekehrt.

Neben dem Denkmal des polnischen Soldaten und deutschen Antifaschisten lag ein Obdachloser ohne Decke auf dem Steinfußboden. Ich stand schon ziemlich dicht bei ihm und erschrak, als ich ihn plötzlich bemerkte. Obwohl sie längst leer war, hielt er in der rechten Hand noch immer eine Literflaschen Sangria. Den letzten Rest hatte er sich über sein Hemd geschüttet. FUER EURE UND UNSERE FREIHEIT stand über ihm in Stein gemeißelt.

In Nicoles Wohnung brannte kein Licht mehr. An der Leine in ihrer Küche hingen jede Menge Fotos – das Ergebnis ihres heutigen Arbeitstages: Models in knöchellangen Trenchcoats und olivgrünen Regenmänteln. In der Modebranche war es bereits wieder Herbst. Die wenigen Männer auf Nicoles Bildern erinnerten mich an ihren vergeblichen Versuch, mir zu einer Karriere als Fotomodel zu verhelfen. Das war im letzten Herbst gewesen, kurz nachdem ich das Studium abgebrochen hatte. Damals war gerade der Winter aktuell. Mir wurde jede Menge Gel ins Haar und Make-up ins Gesicht geschmiert, ein senffarbener Mantel übergezogen, mit dem ich dann lässig auf einer Hotelterrasse herumzulungern hatte. Vorher durfte ich mich drei Tage lang nicht rasieren, was mir allerdings nicht besonders schwer gefallen war. Ich fühlte mich wie eine Mischung aus Michael Gwisdek und dem guten alten Camel-Mann. Der Redaktion, in deren Auftrag Nicole arbeitete, schien diese Kombination jedoch nicht besonders zu gefallen. Sie entschied sich für einen semmelblonden Siegfried, dessen stahlblauer Blick im Führerhaupt-

quartier für helle Begeisterung gesorgt hätte. Wahrscheinlich war das der Grund, warum sich das Senffarbene im letzten Winter nicht durchgesetzt hatte. Nicole war enttäuscht und wütend gewesen. Enttäuscht, weil die Zeitschrift nicht die Fotos von mir ausgewählt hatte, die wirklich viel besser waren, wie sie sagte, und wütend darüber, dass es mir nichts ausmachte.

«Dir ist alles egal», warf sie mir vor. Und ich konnte ihr nicht einmal widersprechen. Sie war keine Frau, die einen Mann brauchte, auf den sie stolz sein konnte, zumindest nicht in beruflicher Hinsicht. Es deprimierte sie aber, mitzuerleben, wie ich in den Tag hinein lebte – ohne Pläne, ohne Ideen. Ich konnte sie verstehen, aber nichts tun.

Ich nahm eine Tablette gegen die Kopfschmerzen, dann ging ich zu ihr ins Bett. Sie hatte mir den Rücken zugekehrt. Mit ihren kurzen blonden Haaren sah sie aus wie ein Junge. Ich küsste sie auf den Leberfleck auf ihrer linken Schulter. Der Buddha auf ihrem Nachttisch sah mir dabei zu.

Sie hatte nichts gesagt, aber ich glaubte, mein Treffen mit Hannah beunruhigte sie, auch wenn sie es nicht zugeben würde. Zum ersten Mal seit langer Zeit hatte es etwas gegeben, worauf ich mich wirklich freute. Das musste sie einfach gespürt haben oder es war eh alles zu spät.

Schließ sie nun – oder stellte sie sich schlafend?

Henry Palmer ist kein Profi

Gellendes Geläut in der Finsternis. Jemand trat gegen die Tür. «Geheime Staatspolizei! Öffnen Sie! Oder wir müssen die Tür eintreten!» Ich zerriss die Liste mit den Namen unserer Kontaktleute im Untergrund. Hastig stopfte ich mir die Schnipsel in den Mund und schluckte sie runter. Dann wurde es hell. Ich lag schräg in Nicoles Bett, meine Beine baumelten über den Rand. In meinem Mund schmeckte es nach aufgelöstem Papier. Außerdem war er so trocken wie Badischer Riesling. Leben ist Leiden, Nicoles Buddha wusste Bescheid. Der Gestapo hatte ich zwar ein Schnippchen geschlagen, doch die Klingel auf dem Flur schepperte nach wie vor. Meine Sachen lagen im Bad, also wickelte ich mir das Laken um den Leib und stürzte zur Tür.

Statt der Herren in Ledermänteln stand ein moderner Held im Treppenhaus, einer, der den Traum von der Freiheit hinübergerettet hatte in die verstopften Städte des ausklingenden Jahrhunderts, einer der letzten Individualisten unter Gottes löchrigem Himmel, ein braungebrannter Großstadtcowboy: ein Fahrradkurier. Bis auf den weißen Sturzhelm auf seinem Kopf und einer signalgelben Gürteltasche war er ganz in Schwarz gekleidet. In der Hand hielt er einen orangefarbenen Plastikornister, auf dem Moskitos stand.

Er blinzelte mich an. «Tag. Ich soll hier was abholen.»

«Abholen?» Ich war noch nicht ganz da.

«Hier wohnt doch Nicole Albrecht?» Er zeigte auf das Schild über dem Klingelknopf. Leugnen war also zwecklos.

«Sie ist nicht zu Hause.»

Meine Aufmachung schien ihn zu verwirren. Er glotzte auf das Laken, das ich mir über die Schulter geworfen

hatte wie ein römischer Prokurator. Dabei war er selbst noch nicht mal rasiert.

«Hat sie nicht irgendetwas dagelassen?»

Mich, dachte ich und rieb mir die Augen. «Wovon reden wir eigentlich?» Er schüttelte den Kopf. «Keine Ahnung, ich hatte den Auftrag, hier etwas abzuholen und zum Berliner Verlag zu fahren. Das ist alles. Meistens sind es Umschläge oder kleine Päckchen.»

«Okay, ich schau mal nach.» Er sah unglücklich aus, und ich wollte ihm einen Gefallen tun.

Die Fotos, die in der Nacht noch in der Küche hingen, waren nicht mehr da, auf dem Tisch lag auch nichts, was nach Fahrradbotenfrachtgut aussah. «Tut mir Leid.»

Er zuckte mit den Schultern und drückte mir Zettel und Kugelschreiber in die Hand. «Würdest du mir das bitte quittieren?»

«Was?»

«Dass ich hier war.»

Ich unterschrieb. Dabei musste ich mich hinhocken, sonst wäre das Laken runtergerutscht. «Macht dir dein Job eigentlich Spaß?», fragte ich, als ich ihm seinen Kugelschreiber zurückgab.

«Besonders heute», knurrte er, faltete den Zettel zusammen und steckte ihn in seinen Tornister. Dann holte er ein Funkgerät heraus und drückte auf einen Knopf, dass es knackte und rauschte.

«Und sonst?», hakte ich nach. «Ein dynamischer, junger Mann sucht nämlich ein neues Betätigungsfeld.»

Er sah mich an, als hätte ich ihm einen unsittlichen Antrag gemacht. «Fährst du denn Fahrrad?»

«Ich kann's, wenn du das meinst.»

Etwas in der Art hatte er wohl erwartet. Er schnallte sich seinen Tornister auf den Rücken und machte Anstalten zu gehen.

«Was verdient ihr eigentlich so im Schnitt?»

Er schniefte, ich würde sagen: verächtlich, und sagte: «Vergiss es!»

Damit war für ihn unser Gespräch beendet. Er drehte sich um und redete mit seinem Funkgerät. Ich hätte es wissen müssen: Fahrradkuriere sind Idealisten! Trotzdem tippte ich ihm auf die Schulter. «Übrigens, Nicoles Agentur ist in der Immanuelkirchstraße. Vielleicht liegt dort, was dir fehlt.»

«Mir fehlt gar nichts!» Er gab die neue Adresse durch zur Zentrale. Sicher, ich hätte auch anrufen können, aber Leute, die mir den Rücken zudrehen, während ich mit ihnen rede, fordern in der Regel ein hohes Maß an Reserviertheit bei mir heraus. Die Stimme aus dem Funkgerät sagte irgendetwas vom Messegelände am Funkturm.

Ich ließ den Mann stehen. Vermutlich hatte er Recht, ich sollte den Job lieber vergessen. Bis zum Messegelände waren es bestimmt zehn Kilometer, der Verkehr in der Innenstadt dicht und ungesund, also nichts für einen Mann, der noch um halb elf mit einem Laken bekleidet durch die Gänge schlurfte.

Unter der Dusche erinnerte ich mich langsam an gestern Abend, vor allem an die polnische Frau, die Agnes hieß und in meiner Wohnung übernachtete. Sicher wartete sie schon auf mich. Ich nahm mir vor, mich zu beeilen. Mein Kinn tat nicht mehr weh, aber es war noch immer etwas geschwollen.

Nachdem ich mich endlich angezogen hatte, schaltete ich das Radio ein, goss heißes Wasser auf löslichen Kaffee und aß im Stehen zwei ungetoastete Scheiben Toast mit Sonnenblumenmargarine und Grafschafter Goldsaft. Die Crash Test Dummies lieferten die entsprechende musikalische Begleitung zu dieser faden Mahlzeit.

Im Schlafzimmer suchte ich nach meiner Armbanduhr. Sie lag auf Nicoles Nachttisch neben dem Buddha und einem gepolsterten Din-A4-Umschlag, der prall gefüllt war, vermutlich mit den Fotos aus der Küche. Dazu ein Zettel:

*Morgen Henry,
es war spät gestern Abend. Ich hoffe, du hast dich amüsiert.
Der Briefumschlag ist für den Kurier, der am Vormittag hier
vorbeikommt. Warte bitte so lange.
Es ist wichtig!!!
Danke,
Nicole*

PS: Deine Freundin benutzt ein mieses Parfüm!

Kein Gruß! Das bedeutete, dass sie sauer war. Noch viel saurer würde sie allerdings werden, wenn sie erfuhr, dass die Übergabe der Fotos, die so wichtig!!! war, nicht stattgefunden hatte, weil ich den Umschlag schlichtweg übersehen hatte. Ich wählte die Nummer von IOST generation. Vielleicht war ja noch nicht alles zu spät.

Carl war am Telefon, ein vierzigjähriger Berufsjugendlicher mit langer Mähne, der sich in den Achtzigerjahren als Prenzlauer-Berg-Szene-Fotograf einen Namen gemacht hatte. Seine beiden Lieblingsmotive, die er in allen möglichen Variationen miteinander kombinierte, waren bröcklige Fassaden und Punker mit Ratten auf den Schultern.

«... reschn, Carl», nuschelte er. Er hörte sich an, als hätte ich ihn gerade bei einem Nickerchen gestört.

«Hallo, hier ist Henry. Nicole ist nicht zufällig da, oder?»

«Nee.»

«Hat sie dir gesagt, wo sie ist?»

«Nee, keene Ahnung.»

«Weiß irgendjemand von euch Bescheid?»

«Sicher, aber die sind alle unterwegs.»

«Pass auf, es geht um einen Umschlag, den ein Fahrradkurier abholen sollte...»

«Da war eener hier.»

«Ja, ich weiß. Sag Nicole, die Sache ist schief gegangen, die Bilder liegen noch bei ihr zu Hause.»

«Gut, mach ick.»

«Und sag ihr, es täte mir Leid.»

«Geht in Ordnung.»

Wenn Carl wieder einschlief, träumte er ganz sicher nicht von der Gestapo, eher von Punks mit Ratten und Fassaden, die vor sich hin bröckelten wie in den guten alten Achtzigern.

Vorsichtshalber schrieb ich Nicole noch einen Zettel. Die Entschuldigung fiel vielleicht etwas knapp und förmlich aus, aber immerhin war es schon Viertel nach elf und Agnes konnte schließlich nicht ewig warten.

Ich lief wieder durch den Friedrichshain. Eiscreme essende Mütter mit Eiscreme essenden Kindern kamen mir entgegen, Mountainbike- und Skateboardfahrer, Hundebesitzer. Der Obdachlose von gestern Nacht samt seiner Sangriaflasche war verschwunden. Vielleicht saß er in der Pennerrunde vor dem Plus-Markt, gegenüber vom Sport- und Erholungszentrum, und war an der Rotweinflasche beteiligt, die gerade kursierte.

Bei mir zu Hause war noch alles ruhig. Im Korridor begrüßte mich mein Spiegelbild: blass und unrasiert, ein zivilisationskranker Mitteleuropäer in seiner Behausung. Ich machte ihm keine Vorwürfe, vermutlich sah ich selbst nicht besser aus. Als ich mich umdrehte, riss ich mit der linken Schulter den Salz-und-Pfeffer-Mantel vom Garderobenständer, den ich seit ungefähr fünf Jahren nicht mehr getragen hatte. Ich fluchte und nahm mir vor, ihn bei Gelegenheit in die Kleiderbox neben dem Gemüseladen zu werfen. Das war nicht das erste Mal, dass ich mir das vornahm.

Agnes lag noch immer im Bett. Die Jalousien waren heruntergelassen. Im ganzen Zimmer roch es nach ihrem Parfüm und nach allerlei anderem. Kein gutes Gemisch. Ich klopfte an die halb offene Tür. Nicht die geringste Regung. Ihre Sachen lagen auf einem der beiden Korbsessel. Trotz der Hitze, die mittlerweile im Zimmer herrschte,

hatte sie sich die Decke bis ins Gesicht gezogen. Ein paar blonde Haarsträhnen waren das Einzige, was ich von ihr sehen konnte.

Irgendwie fühlte ich mich wie ein schwäbischer Herbergsvater, als ich beschloss, dass halb zwölf Zeit zum Aufstehen sei, die Jalousien hochzog und das Fenster sperrangelweit öffnete. Draußen stank es nach Müll. Als ich mich umdrehte, entdeckte ich Agnes' Arm, der seltsam unnatürlich an der Seite hing. Ich hatte ihn zuerst nicht gesehen, weil der Korbsessel mit ihren Sachen davor stand, aber mir war sofort klar, dass man so keine fünf Minuten liegen konnte. Außerdem lag sie nicht auf dem Kissen, sondern das Kissen auf ihrem Gesicht. Ein Unterschied, der mir irgendwie wichtig erschien, obwohl ich nicht gleich wusste, was er bedeutete. Das heißt, mein Kopf wollte es nicht wissen, glaubte nicht, was er wusste, wusste nicht, was er glauben sollte. Mein Körper wusste es längst. Meine Hände wussten es, die sich am Fensterbrett festhielten. Mein Magen wusste es, der seinen Inhalt plötzlich nicht mehr zu mögen schien. Und meine Beine wussten es, die so taten, als bestünden sie nicht auch aus Muskeln und Sehnen, sondern hauptsächlich aus Gelenken.

Im Zeitlupentempo sank ich in die Knie und lehnte mich gegen meinen Schreibtisch, der schräg vor dem Fenster wie eine Barrikade zwischen mir und dem Rest des Zimmers stand. Abgesehen von einigen Mumien aus dem 2. Jahrhundert v. Chr. hatte ich noch nie einen toten Menschen aus der Nähe gesehen. Kein Krieg, keine schweren Autounfälle, meine Großeltern wurden nicht aufgebahrt. Und jetzt lag in meinem Bett eine tote Frau. Eine ermordete Frau!

Ende der Leseprobe